

# Flucht

Von Paul Schönherr, Gornau. (Fortsetzung).

Draußen aber am Waldrande und auf den Waldwegen suchten die Häsher ihre „Boches“. Oft waren sie so nahe bei uns, daß man sie fluchen und schimpfen hörte. In ihrer Ratlosigkeit schossen sie blindlings in den Wald hinein und glaubten, uns wie Wild aufscheuchen zu können. Während Hermann seine Arbeitsjacke zu einem Rucksack umarbeitete und die geringen Lebensmittel für 4 hungrige Kriegsgefangene darin unterbrachte, zog ich meine Skizze aus sicherem Versteck hervor, um mich bei Tage noch einmal zu orientieren. Wo und wann würde unsere Flucht enden? Bis über den Rhein mußten wir, denn links von ihm saßen ja die Alliierten. In 6 bis 7 Tagen können wir es geschafft haben, rechnete der Berliner. Nachts marschieren und am Tage ein Versteck aufsuchen, das war die Voraussetzung für das Gelingen einer Flucht. Auf Rücken, Brust und Oberarmen unserer Uniform prangten in weißer Oelfarbe die beiden verräterischen Buchstaben P. G. (Prisonnier de guerre). Nur die aufgelegte Verangenennummer ließ sich beseitigen. Wir trennten sie mit einem wahren Genuß ab und verscharrten sie im Waldboden. Als uns die Nacht vollständig in ihr Dunkel eingehüllt hatte, lauschten wir noch einmal in den Wald hinein. Stille war ringsum. Wir fühlten uns wie im Schützengraben, als wir so leise wie möglich die Flucht ins Ungewisse fortsetzten. Es galt zunächst aus dem riesigen Wald herauszukommen. Der Himmel war bedeckt, der Polarstern zeigte sich nur ab und zu. Nach etwa stündlichem Umherirren hatten wir endlich freies Gelände vor uns. Unsere Uhren hatten uns die Franzosen bei der Gefangennahme geklaut. Es mochte um Mitternacht sein. Ranhalten! flüsterte ich Hermann zu, der über den sumpfigen Boden wie ein Rohrpaß schimpfte. Große Umwege waren nötig. Wir kamen an Feldbefestigungen vorbei, übersprangen Gräben, durchquerten Drahtverhaue, blieben in Stolperdrähte hängen und schlugen uns beim Fallen die Hände auf. Aber all das kümmerte uns nicht, nur vorwärts, heim nach Deutschland wollten wir. Auch Durst, Squassheit und Müdigkeit wurden niedergekämpft. Schon graute ja der Morgen. Am Tage war Zeit zum Pennen. Links vor uns hob sich aus der Morgendämmerung ein Dorf heraus. Hier und da klaffte ein Hund. In einem großen Bogen umgingen wir den Ort und suchten nach Wald, der uns aufnehmen sollte. Leider war weit und breit kein Baum und Strauch zu sehen. Schon regten sich Menschenhände im nahen Dorfe. Was blieb uns weiter übrig, als uns in einem Lupinenfeld notdürftig der Sicht zu entziehen. Nach einem bescheidenen Frühstück schliefen meine drei Weggenossen ein. Ich machte mir an meinem Schuh zu schaffen und versuchte, die abgeplante Sohle festzubinden. Als auch ich mich zum Schlafen anschickte, hörte ich, wie in unserer unmittelbaren Nähe eine Sense geweht wurde. Ich erhob meine müden Knochen etwas und da sah ich, wie ein Bauer in behaglicher Ruhe ausgerechnet das Feld abmähete, in dem wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Er war mit seiner Sense schon so nahe an uns herangekommen, daß er bald unsere Beine erwischen mußte. Wie war es nur möglich, daß er uns noch nicht sah? Als ich meine Kameraden weckte und sie auf die Gefahr aufmerksam machte, waren sie pass und vor Schreck blieb ihnen der Mund offen stehen. Wir hielten einen kurzen Kriegsrat ab, kamen aber zu keinem einstimmigen Entschluß. Erst dachten wir daran, einfach weiterzugehen und dann eiligst irgendwo zu verschwinden — aber das war auffällig. Kurz entschlossen stand ich auf und sprach den Bauer in französischer Sprache an. Vor Schreck wäre ihm bald die Sense aus den Händen gefallen. Er hielt uns für Russen. Ich klärte ihn aber auf, erzählte ihm eine lange Leidensgeschichte und versuchte, bei ihm Mitleid zu erwecken. Er gab auch über die nähere und weitere Umgebung Auskunft, woraus wir merkten, daß wir einen ziemlichen Umweg gemacht hatten. Genau nördlich hätten wir marschieren müssen, wie der Student ganz richtig behauptet hatte. Er sagte dann schließlich noch, daß wir hier fortmühten. Auf der nahen Anhöhe seien Unterstände und Schützengräben, da könnten wir uns verstecken. Als er mir

zum wiederholten Male versichert hatte, uns nicht zu verraten, brachen wir nach unserem neuen Unterschlupf auf. Mein zufällig wendete ich meinen Blick zurück und da sah ich, wie soeben eine Gendarmeriepatrouille aus dem Dorfe herausritt. Also hatte der Schürke doch sein Wort gebrochen. Zum Glück war auf dem jenseitigen Hange ein größeres Weidengebüsch, in dem wir atemlos anlangten. Fast gleichzeitig setzte ein wolkenbruchartiger Regen ein, der jede Spur verwischte und den Gendarmen die Lust zur Verfolgung nahm. Sie tänzelten zwar mit ihren Häulen am Rande unseres Versteckes entlang, ein ganz müttiger gab sogar einige Schüsse ab, dann sprengten sie aber davon. Da hätten wir wieder einmal Schwein gehabt, meinte Hermann. Ja, mein lieber Elsäßer — vielmehr Neufranzose — dein Verrat hatte dir nichts genützt. Vor Kälte und Nässe hockten wir uns zusammen und wünschten nichts sehnlicher als die Nacht herbei. Unsere Lebensmittel gingen zur Neige. Endlich war auch dieser Tag vorüber und wir konnten zum Weitermarsch aufbrechen. Kilometer um Kilometer wurde zurückgelegt. Wolkenfetzen zogen am Himmel; der Mond zeigte nur ab und zu sein blankes Gesicht. Wir erreichten die Bahnlinie Dieuze—Saaralm, der wir folgten. Mattigkeit, Hunger und vor allem aber ein gräßlicher Durst stellten sich bei uns ein. Die nassen Kleider klebten uns auf dem Körper. Als die fliehende Nacht noch mit dem Tag kämpfte, stießen wir auf einen dichten Wald mit schönem Unterholz. Während Hermann und Maxe einige Nester für ein Lager brachen, schnitt ich dem Berliner die Kappe seines rechten Schuhs heraus, weil er sich daran sehr wund gescheuert hatte. Sonst hätte er nicht weiterlaufen können. Der Schuh sah nun zwar mehr einer Sandale ähnlich, von Stund an waren jedoch die Marschbeschwerden beseitigt. An meiner abgeplatteten Sohle konnte ich leider nichts ändern. Bei jedem Schritt den ich tat mußte ich den rechten Unterschenkel wie beim Exerziermarsch vorschnellen lassen, damit die Sohle mit nach vorn kam. Bindsäden zum Befestigen hatte ich leider nicht mehr. Betrübtlich war nur, daß das Fußgelenk ob dieser ungewöhnlichen Bewegung stark anschwellte. Als wir abends aufbrachen, teilten wir unser letztes Stückchen Brot. Es wäre nicht einer davon satt geworden, geschweige denn vier. Der Berliner und ich teilten uns in die Wegeerkundung. Wegeerkundung ist zuviel gesagt, denn es ging ja immer quersfeldein; nur mit Hilfe des Polarsterns war die Nordostrichtung zu suchen und einzuhalten. Vollkommen abgestumpft folgten Hermann und Klammer Max. Wieder dämmerte der Morgen herauf und da kein Wald zu sehen war, verkrochen wir uns in einem einzelnen Haselnußbusch auf einer Wiese. Eine Zigarette von Hermanns letzten Tabakresten, das war unser Morgenfrühstück. Trotz des rauhen Herbstwindes, der über die Stoppeln wehte, trotz der durchschwitzten Kleidung verfielen wir in einen tiefen Schlaf. Liebliches Kuhlockengeläut, harmonisch gemischt mit dem Gesang einer jungen Hüterin, weckte uns aus dem Schlummer. Es mochte 4 Uhr nachmittags sein. Wenn man nur verstände, ob das Mädel in deutscher oder französischer Sprache singt. Als es endlich einmal etwas näher an unserm Strauch herankam, trug uns der Wind die Laute zu: „den schönsten Platz, den ich auf Erden hab, das“... Nicht erschrecken, Fräulein, meinte Hermann in seinem schönsten Hochdeutsch. Unauffällig unterhielten wir uns mit ihr, bis sie alles von uns wußte. Sie gab wichtige Aufschlüsse über unseren Standpunkt und erwog mit uns das weitere Ziel. Sie schien ehrlich zu sein und hatte Mitleid mit uns, als sie erfuhr, daß wir schon seit gestern nichts gegessen hatten. Früher sei es schöner gewesen, als die deutschen Soldaten noch hier gewesen seien. Die hätten mit gearbeitet, aber vor den Franzosen könnten sie sich überhaupt nicht auf der Straße sehen lassen. Schade, daß die Zeit so schnell verstrichen war und sie ihr Vieh den heimatischen Penaden zutreiben mußte. (Fortsetzung folgt).

Verantwortliche Schriftleitung: Margarete Voigtländer.

Druck und Verlag: Wochenblatt für Zschopau und Umgegend. Richard Voigtländer in Zschopau.